Zehnter Sonntag nach Pfingsten.

Lukas 18, 9 — 14.

In jener Zeit sprach Jesus zu Einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die Uebrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten; der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin, und betete bei sich selbst also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Ungerechten, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche, und gebe den Zehnten von Allem, was ich besitze. Der Zöllner aber stand von ferne, und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust, und sprach: Gott sei mir Sünder gnädig. Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden.

Die Jünger Jesu hatten ihren Meister oftmals beobachtet, wie er sich an einsame Orte begab, um zu beten, sie wußten, daß er manchmal ganze Nächte durchwachte, um dem Gebete zu obliegen, sie sahen, wie sein heiliges Antlitz beim Gebete in himmlischer Andacht erglühte. Da stieg ganz natürlich der Wunsch in ihnen auf, auch so beten zu können wie er. Bei einer Gelegenheit nun, als Jesus eben vom Gebete zurückkam, faßte einer von den Jüngern, wahrscheinlich von den übrigen aufgefordert und im Namen aller, den Mut, zum Herrn hinzutreten und zu sagen: „Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger gelehrt hat" (Lukas 11, 1). Da gab ihnen Jesus das große Gebet des „Vater unser!"

In dieses Gebet legte er alles hinein, wofür wir beten sollen. Der Inhalt deutet auch an, wie wir beten müssen. Beides erläutert der Herr aber auch bei vielen anderen Gelegenheiten. Ist ja doch das Gebet so außerordentlich wichtig für das Geschöpf in seinem Verhältnisse zum Schöpfer, daß Jesus einmal sagte: „Man soll allezeit beten und nicht nachlassen" (Lukas 18, 1). Und Jesus erklärte, das eine Mal in klaren Worten, das andere Mal in Gleichnissen und Beispielen, wie und wofür der Mensch beten soll.

Das Gleichnis des heutigen Evangeliums führt uns zwei Beter vor Augen, von denen der eine uns zeigt, wie wir beten, der andere, wie wir nicht beten sollen. Was ist denn eigentlich das Gebet? Es ist eine Erhebung des Geistes und Herzens zu Gott, um ihn zu loben, um zu danken und ihn zu bitten. Die Hauptcigenschaften eines rechten Gebetes müssen Andacht, Demut und Vertrauen sein, und von diesen dreien ist die wichtigste, welche in Wirklichkeit sowohl die beiden anderen als auch überhaupt alle zu einem guten Gebete notwendigen Eigenschaften einschließt, die Demut.

Die Demut ist denn auch der Prüfstein, den Jesus an das Gebet der zwei Männer anlegte, die in den Tempel hinaufstiegen, um zu beten. Das Gebet des Zöllners, so kurz es war, bestand die Probe vollständig, es war durch und durch demütig, es war wirklich ein Gebet. Demütig war sein ganzes Verhalten, demütig auch die Gesinnung. Er stellte sich nicht vornehin oder in die Mitte des Tempels, um aller Augen auf sich zu ziehen, sondern zog sich in eine Ecke zurück. Hätte der Pharisäer in seinem „Gebete" sich mit Gott allein beschäftigt, so hätte er ihn kaum bemerkt. Der Zöllner wagte nicht einmal seine Augen zum Himmel zu erheben, er hielt sich dessen in der Erinnerung an seine Sünden für unwürdig. Statt dessen schlug er reumütig an seine Brust und sprach: „Gott, sei mir Sünder gnädig!" Und Gott belohnte seine Demut, verzieh ihm seine Sünden und schenkte ihm seine Gnade: „er ging gerechtfertigt nach Hause." Wir müssen also beten wie der Zöllner.

Das Gebet des Pharisäers bestand die Probe nicht. Obgleich er vorgab, in den Tempel zu gehen, um zu beten, war doch sein Geschwätz eher irgend etwas anderes, nur kein Gebet. Die Haupteigenschaft, die Demut, fehlte ganz und gar, Stolz und Hochmut nahmen ihren Platz ein. Vor allem stellte er sich in seinen rauschenden Prachtkleidern an den hervorragendsten Platz, um ja von allen bemerkt und bewundert zu werden. Dann ließ er, statt seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf Gott zu richten, seine Augen überall herumschweifen, so daß ihm sogar der Zöllner in seinem verborgenen Winkel nicht entging. Fast jedes seiner Worte enthielt eine Beleidigung Gottes und eine Verachtung der Mitmenschen. Gott, dem Geber alles Guten, rechnete er seine eigenen guten Werke vor. Trotz der Einleitung: „Gott, ich danke dir" scheint es eher, als ob Gott ihm dankbar sein müßte für all das Böse, das er vermieden, und all das Gute, das er getan zu haben vorgab. Die Worte: „Gott, ich danke dir" nehmen sich in seinem Munde mehr wie eine Blasphemie als wie ein Gebet aus. Mit einem Worte, das war kein Gebet, sondern eine hochmütige Selbstüberhebung. Das Urteil Christi lautet denn auch: „Er ging nicht gerechtfertigt nach Hause; denn ein jeder, der sich selbst erhöhet, wird erniedrigt." Wir dürfen also nicht so beten, wie der Pharisäer.

Wahre Demut ist also gleichsam die Seele des Gebetes. Was ist der menschliche Leib, aus dem die Seele entwichen ist, anderes als ein toter Leichnam, den man möglichst schnell aus dem Wege räumt, damit er nicht ein Gegenstand des Abscheus werde? So ist ein Gebet ohne Demut ein Gegenstand des Abscheus in den Augen Gottes. Der hl. Apostel Jakobus schreibt: „Der Glaube ohne die (guten) Werke ist tot" (Jak. 2, 20), nützt uns also nichts für das ewige Leben. Ja, der tote Glaube verwehrt nur die Verantwortung und die Strenge des Gerichtes. „Auch die Teufel glauben und zittern", sagt abermals der hl. Jakobus (2, 19). Gebet ohne Demut gleicht dem entseelten Leichnahme, gleicht dem toten Glauben, ist also noch weniger als nutzlos.

Die Demut gehört zum Wesen des Gebetes, ohne Demut ist ein Gebet undenkbar. Im Gebete tritt ja das Geschöpf, der ohnmächtige Wurm der Erde, vor seinen allmächtigen Schöpfer und hält Zwiesprache mit ihm. Welch eine Gnade für den Menschen, daß er mit Gott reden darf! Eine unerhörte Vergünstigung wäre dies für den Menschen, sogar wenn er ganz rein und makellos wäre. Nun tritt er aber als Sünder vor seinen beleidigten Richter! Und er kommt zu ihm als armer und todkranker Bettler und noch dazu als Schuldner, „der ihm zehntausend Talente" (Matth. 18, 24) schuldet, ohne auch nur einen roten Heller zu besitzen, womit er es bezahlen könnte. Da kommt er und bittet im Gebete um Nachlaß von Schuld und Sünde, er bittet um alles, was er für Leib und Seele, für Zeit und Ewigkeit bedarf. Denn er selbst hat nichts, was sein eigen ist — außer der Sünde. Ist es also nicht sonnenklar, daß ein Gebet ohne Demut kein Gebet ist, sondern eine Beleidigung der unendlichen Majestät Gottes? Solch ein Gebet war das des hochmütigen Pharisäers.

Gebet ist jeder Gottesdienst, d. h. nicht bloß das andächtige Aussprechen des „Vater unser" oder anderer frommen Worte, sei es mit dem Geiste allein oder mit dem Geiste und den Lippen, nicht bloß die gesammelte Teilnahme am hl. Meßopfer oder anderen religiösen Handlungen, sondern jedes Werk, das in guter Meinung zur Ehre Gottes verrichtet wird. Nur so ist es erklärlich und praktisch ausführbar, was der göttliche Heiland einschärft: „Man soll allezeit beten und nicht nachlassen" (Lukas 18, 1). Zur Ausführung gerade dieses Gebetes leitet der hl. Paulus an mit den Worten: „Möget ihr essen oder trinken oder etwas anderes tun, so tut alles zur Ehre Gottes" (1. Kor. 10, 31). Alles, aber auch gar alles können und sollen wir zu Gottes Ehre tun, aus allem also ein Gebet machen — die Sünde allein ausgenommen. Um auch die gewöhnlichsten Handlungen und Pflichten des Alltagslebens in dieses himmlische Gold umzuwandeln, braucht es bloß einer aufrichtigen guten Meinung, der Absicht nämlich, um Gottes willen etwas zu tun oder auch zu meiden.

Aber hier ist ein großes Hindernis, das auch den frommen Christen zahlloser guten Werke und Verdienste beraubt, das nicht nur verhütet, daß gewöhnliche Werke zu übernatürlich guten und so zum Gebete werden, sondern auch das eigentliche Gebet und die strenge religiöse Handlungen ihrer heiligen Weihe beraubt, die menschliche Flatterhaftigkeit und Gedankenlosigkeit. Die Hand aufs Herz, christliche Seele! Wie oft schon bist du in die Kirche gegangen, hast der hl. Messe und der Predigt beigewohnt, ohne dir entweder vor oder während des Gottesdienstes auch nur mit **einem** Gedanken Rechenschaft zu geben, warum und zu welchem Zwecke du das tatest? Gedankenlos wie ein unvernünftiges Geschöpf bist du der großen Herde gefolgt. Dein Leib war zugegen, deine Lippen und deine Sinne haben vielleicht an den Vorgängen teilgenommen, aber dein Geist und dein Herz haben von all dem nichts gewußt. Wie klagt doch schon Gott, der Herr, im alten Bunde über das Judenvolk durch den Propheten: „Dieses Volk nahet mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, sein Herz aber ist ferne von mir" (Isaias 29, 13). Und Jesus wiederholt die Klage von seinen Zeitgenossen: „Ihr Heuchler, wohl hat Isaias von euch geweissagt, wenn er spricht: Dieses Volk ehret mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist weit von mir" (Matth. 15, 7). Und mit wie viel Wahrheit könnte er nicht dieses Wort beim sonntäglichen Gottesdienste in jeder Kirche und bei vielen Gebeten der Gläubigen wiederholen! Und Gedankenlosigkeit ist noch nicht das Schlimmste. Wo die rechte Absicht und die guten Gedanken fehlen, da schleichen sich fast von selbst weltliche, leichtsinnige Gedanken ein, die ins Heiligtum gehören wie jene Käufer und Verkäufer, die Jesus mit Stricken zum Tempel hinaustrieb. Ja, die Gefahr ist gar nicht ausgeschlossen, daß unlautere und sündhafte Gedanken und Absichten den Kirchenbesucher begleiten, der es versäumt, ihnen durch eine wohlerwogene gute Meinung den Weg zu versperren.

Aus dem bisher Gesagten ist es klar, wie wichtig die Erweckung der guten Meinung bei all unsern Werken und nicht zuletzt beim Gebete selbst ist. Zwar werden sich auch trotz der besten Absicht und des besten Willens oftmals Zerstreuungen in unser Gebet einschleichen. Das kommt von der unglaublichen Schwäche und Veränderlichkeit des menschlichen Geistes. Hat der Mensch aber durch eine gute Meinung sich auf das Gebet vorbereitet und sucht er sich wieder ernstlich zu sammeln, sobald er der Zerstreuung gewahr wird, oder anders gesagt, macht er sich keiner **freiwilligen** Zerstreuungen schuldig, so können die unfreiwilligen der Güte seines Gebetes keinen Abbruch tun, sie werden ihm nicht zugerechnet. Das Wort des Herrn lautet: „Ehe du betest, **bereite dich dazu,** und sei nicht wie ein Mensch, der Gott versucht" (Eccli. 18, 23).

Vom deutschen Generalkonsulat, 698 St. Catherine Street West, Montreal, gesuchte Personen.

Mäs, Willi, genannt Mäbler, gelernter Kaufmann, Schlosser und Dreher, geboren in Hannover am 26. Sept. 1902, ist seit dem 13. Januar 1923 verschwunden.

Martens, Arthur, Sohn des Theodor Martens, hat früher in Toronto gewohnt.

Pahl, Wilhelm, hat seinerzeit bei der Quebec Development Co. in St Joseph d'Alma, Que., gearbeitet. Auftrage seines Vaters, Herrn Eggert Pahl in Hamburg.

Päsel, Johann, geb. am 9. Mai 1903 zu Kiel. Begab sich Ende Oktober 1925 nach Vancouver.

Philipp, Alphons, aus Gernsbach, Baden. Seine letzte Adresse, die aus dem Jahre 1920 stammt, war 171 Oakwood Ave., Toronto, wo er jedoch nicht zu ermitteln ist.

Kind, Richard, soll in Montreal gewohnt haben und wird von seinem Verwandten Armin Kind in Mannheim Sandhofen gesucht.

Erdtmann, Emil, 19 Jahre alt, geboren in Berlin Copenick. Kam im April 1921 als Farmarbeiter zu seinem Onkel Emil Erdtmann in Prince George, B. C. Ohne Angabe einer näheren Adresse hat er den Platz am 24. Oktober 1925 verlassen.

Dalke, Emil, geb. am 29. November 1895 in Pindich, Kr. Rowno, Ukraine. Vor Jahre 1913 wanderte derselbe zu seinem Onkel gleichen Namens nach Winnipeg aus. Emil Dalke, der Onkel des Gesuchten, soll eine Farm in der Gegend von Winnipeg besitzen.

Ellingsen, Hans, gehört zur Besatzung des Dampfers „Flensburg" und soll Ende Sept. 1925 in Montreal desertiert sein.

Wenntrock, Karl Alfred, deutscher Verabeauster, geboren den 12. April 1845 in Chemnitz. Soll in Kaheda eine Farm und Schooing Lichterel besessen haben.

Cluny im südlichen Illinois, ein ehemaliges Benediktinerkloster.

Von P. Peter, O. S. B.

(Fortsetzung)

Dennoch schritt man, nachdem eine hl. Messe zu Ehren des Heiligen Geistes am Morgen des 25. Jan. vom Abte Innocent selbst zelebriert worden, zur Wahl. Gleich im ersten Wahlgang wurde der Hochw. P. Maurus Hartmann, O. S. B., von St. Vincent gewählt. Sofort wurde ein Telegramm an ihn gesandt mit der Bitte, er möchte die Wahl annehmen. Kurz vor Mittag kam die Antwort mit dem Bescheid, er könne die Wahl nicht annehmen. So schritt man denn aufs neue zur Wahl, und dieses Mal ging der Name des Hochw. P. Leo Eichenlaub, O. S. B., von St. Vincent aus der Urne hervor. Aber auch dieser hatte nicht den Mut, die Wahl anzunehmen. Nach diesen Erfahrungen sah Abt Innocent nur noch einen Weg offen, um das Kloster vor dem völligen Untergang zu retten, — und P. Mathias und P. Benedikt stimmten ihm bei — nämlich an den Hl. Stuhl das Gesuch zu richten, derselbe möge selbst einen Prior für das verwaiste Kloster ernennen. Ohne Zweifel hat Abt Innocent in dem Bittgesuche gleichzeitig dem Hl. Vater den Hochw. P. Alfred Mayer, O. S. B., von der St. Johannes Abtei zu Collegeville, Minnesota, als den geeignetsten Mann für diesen schweren Posten vorgeschlagen und dringendst empfohlen. Rom ist in der Regel, wenn es sich um wichtige Entscheidungen handelt, nicht schnell, aber in diesem Falle hat der Hl. Vater den Hochw. P. Alfred schon am 26. April 1901 zum Prior von Cluny auf fünf Jahre ernannt und bestätigt. Groß war die Freude der Klosterfamilie, besonders des Hochw. P. Mathias, der seit dem Tode P. Oswalds die ganze Verwaltung und Last tragen mußte, als die heißersehnte Nachricht eintraf, das Kloster habe nun wieder einen Obern.

P. Alfred Mayer wurde am 12. Juni 1858 geboren zu Canaga, Ontario, im östlichen Canada, wohin seine Eltern nicht lange vorher aus Sigmaringen eingewandert waren. Als junger Knabe zog er mit seinen Eltern und Geschwistern nach Jordan, Minnesota, wo sich die Familie dauernd niederließ. Schon frühzeitig reifte in ihm der Wunsch, gleich den Pionierbenediktinern Minnesotas, welche noch damals die Gemeinden jener Gegend versahen, sich Gott als Priester im Orden des hl. Benedikt zu weihen. Er begann daher frühzeitig seine Studien in dem von den Benediktinern in Collegeville geleiteten St. Johns Kollegium und trat, nachdem er den klassischen Kursus absolviert, als Novize in den Orden. Im Alter von 20 Jahren wurde er am 11. Juli 1878 zu den hl. Gelübden zugelassen, worauf er noch vier Jahre lang den philosophischen und theologischen Studien mit Auszeichnung oblag, bis er am 25. Juli 1882 zum Priester geweiht wurde. Während der nächsten fünf Jahre wirkte er als Professor an der St. John's Universität und als Seelsorger in verschiedenen Gemeinden, worauf er an die Mariä Himmelfahrts Gemeinde in St. Paul, Minn., versetzt wurde, wo er zehn Jahre lang segensreich wirkte, zuerst als Hilfspriester und später als Pfarrer. Mit großem Mute kämpfte er stets für die kath. Pfarrschule, für das kath. Deutschtum und für das kath. Vereinswesen. Hierauf wirkte er fast drei Jahre lang als Seelsorger an der St. Clemensgemeinde in Duluth, Minn., bis der Hl. Vater ihn zum zweiten Prior von Cluny ernannte, ein Amt, das P. Alfred für die nächsten fünf Jahre nur im Geiste des Gehorsams und aus der Hand des Hl. Vaters annahm.

P. Prior Alfred hielt seinen Einzug in Cluny am 2. Juli, dem Feste Mariä Heimsuchung. Ganz unerwartet, ohne uns den Tag seiner Ankunft mitgeteilt zu haben, traf er ein. Schon am 11. Juli, dem Feste des feierlichen Gedächtnisses des hl. Benedikt, war es den Klerikern Fr. Leo Didowski und Placidus Hutter, sowie Bruder Adolph Steiger vergönnt, ihre einfache Ordensprofeß in seine Hände abzulegen. Der Ordenskandidat Peter Schäffler erhielt am 21. September 1901 aus seiner Hand das Kleid des hl. Benedikt und den Ordensnamen Fr. Bernhard.

Bald nach seiner Ankunft in Cluny kam P. Prior Alfred zur Ueberzeugung, daß die Aussichten für das Kloster bei Wetaug sehr zweifelhafter Natur wären und daß Wetaug daher auch kein geeigneter Platz für ein Kloster sei. Nach eingehender Prüfung der Verhältnisse kam er daher zum Schluß: Unsere Zukunft bei Wetaug ist aussichtslos; deshalb können wir hier nicht bleiben, schon allein wegen des ungesunden Klimas. Infolgedessen wurden allerlei Pläne in Erwägung gezogen. Man bot uns bei Caseville, etwa halbwegs zwischen Belleville und Fort St Louis, wo das Klima gesund ist, ein Grundstück von 120 Acres zu $5 000.00 an, und wir wären gewillt gewesen, uns dort niederzulassen, aber als P. Alfred mit Bischof Janssen darüber Rücksprache genommen, lehnte dieser die Bitte ab, wie aus einem Briefe des Bischofs vom 11. Febr. 1902 klar hervorgeht. Ebenso stellten sich dem Plane, das Kloster nach Long Island, N. Y., nach Knight's Valley, unweit Santa Rosa, California, oder nach Colorado zu verlegen, unüberwindliche Schwierigkeiten, besonders finanzieller Natur, entgegen.

Gegen Frühjahr des Jahres 1902 unterbreitete P. Alfred dem Präses Abt Innocent sowie den übrigen Aebten der Kongregation einen umfangreichen Bericht, von ihm selber sowohl als von P. Mathias und P. Benedikt unterzeichnet, in dem er alle Vorteile und Nachteile des Klosters Cluny eingehend schilderte. Gegen Ende des Berichtes faßte er die Lage des Klosters Cluny in folgenden neun Punkten zusammen:

1) Die Klosterfarm bietet viele Vorteile und dürfte im Laufe der Zeit unter guter Leitung eine reiche Einnahmequelle werden. Großer Profit könnte besonders erzielt werden durch Fruchtbau und Viehzucht.

2) Unter den gegenwärtigen Umständen sind wir nicht in der Lage, die Farm zu bewirtschaften und zu verbessern, da wir keine Brüder zu diesem Zwecke haben; und sind wir gezwungen die Bewirtschaftung der Farm bezahlten Knechten anzuvertrauen, so bringt sie uns weder Gewinn noch Erfolg.

3) In der Vergangenheit haben die Kleriker und Novizen viel auf der Farm gearbeitet, fast den ganzen Sommer; dadurch wurden ihre Studien vielfach vernachlässigt, und selbstverständlich mußte auch die gute Ordnung und Klosterzucht darunter leiden.

4) Die Einnahmen der Farm allein sind nicht ausreichend, um unsere Kommunität zu ernähren. Nach unserer Berechnung beläuft sich die Gesamteinnahme der Farm im Jahre auf $2 000.00. Die Bewirtschaftung der Farm kostet $1 000.00. So mit bleibt bloß die Summe von $1 000.00 übrig für Küche, Kleidung und die übrigen Bedürfnisse des Klosters, und das ist nicht hinreichend.

5) Da die Pfarrei und die Missionsarbeit innerhalb der Diözese uns bloß eine unbedeutende Kleinigkeit einträgt, so wären wir gezwungen, Missionen und Exerzitien im Lande zu predigen, um unseren Lebensunterhalt zu gewinnen, oder wir müßten betteln gehen. Uebrigens fehlen uns aber auch die Priester zum Predigen von Missionen usw.

6) Da es aber noch Jahre nehmen wird, wenn es überhaupt je geschieht, bis Katholiken sich hier in dieser niedrigen, mit Fieber verseuchten Gegend niederlassen werden, um Gemeinden zu bilden, und da unser gegenwärtiger Bischof nicht geneigt ist, uns fortan Pfarreien anzuvertrauen, so können wir für lange Zeit auf keine nennenswerten Einnahmen von dieser Seite her rechnen.

7) Dieser niedrige Teil des südlichen Illinois wird erst dann gesund und richtig bewohnbar werden, wenn all die Waldungen ausgerodet, die Bäche von Stumpen gereinigt u. gerade gemacht, die Sümpfe ausgetrocknet und das Land kultiviert worden ist. Zu wie weit dies geschehen wird, hängt von der Arbeit ab, die dazu verwendet werden wird. Wenn nicht mehr geschieht wie in der Vergangenheit geschehen ist, so werden wir bis dahin keine Zähne mehr weh tun.

8) Gerade wegen des ungesunden Klimas ist es so schwer, Brüder zu erhalten. Niemand kann es ihnen verdenken, wenn sie sich jenen Klöstern anschließen, wo sie sich ihrer Gesundheit erfreuen können.

9) Ein Novizenmeister könnte sich nicht in einer so ungesunden Gegend produzieren. Novizen aus besseren Zonen besuchen nur jene Klöster, die mehrere eingerichtet, mit offenen Wasserleitungen versehen und sich eine gesunde Lage besitzen. Wir könnten nur höchstens auf solche Studenten rechnen, die nach einer halbjährigen Ausbildung dieses Kloster verlassen. Von solchen Studenten kann aber keine Anstalt leben.

(Fortsetzung folgt)

Am Bache.

(Von Alban Stolz.)

Ich stehe vor einem Bache und schaue in die Wellen, wie sie zittern und wie sie rennen, schnell fortzukommen; und ich schau mit den Gedanken noch weiter als die Augen reichen, dem Wasser nach. — Wo gehst du hin, Wellelein, und wo kommst du her? Du bist am Schwarzwald droben geronnen aus moosiger Quelle, und du bist ungesehen wild abgestürzt vom Felsgestein; und wie in Schweiz gekommen, schäumt und schnauft es noch eine Zeitlang im engen Tal und fließt besänftigt und süß durch schöne weite Ebenen. Jetzt glänzt das Wasserflächchen übrig im Sonnenschein, und nachher versinkt es im Schatten vom Weidengebüsch; und sechs Stunden später leuchtet es wie ein mildes Flämmlein, röthlich und golden im Abendrot. Die Sonne sinkt, aber die Welle wellt fort, bald nachgrau und dunkel, bald weißblau im Mondenschein, oder geht unter in schwarzer Nacht.

So geht es mehrmals fort, und zuletzt stürzt das Schwarzwälder Tröpflein in einen Fluß oder Strom und wird hinunter geschwemmt ins Meer. Aber so groß und unergründlich das Meer auch ist, die kleine Welle versauft nicht darin und geht nicht verloren und es gibt ein Auge, das jeden Tropfen im Meer noch kennt, woraus jene Welle zusammengesetzt war.

Man kann oft in den Büchern lesen, die Zeit sei wie ein Fluß und d Ewigkeit wie ein unendliches Meer. Nun denn, ein Tag im Menschenleben, ein „Heute", ist gerade so wie eine kleine Welle, die im Bache schwimmt und sich hebt und glänzt und wieder versinkt.

Es quillt der Tag hervor aus der Nacht und dem Schlaf, glitzert und zittert eine Weile an der Helle und sinkt wieder hinab in die Nacht und den Schlaf. So ein Tag ist eine Spanne Zeit, ein Schritt, ein Pendelschlag, ein Ruck vorwärts. Jeder Tag ist eingeklemmt zwischen zwei Nächten, ein Tag kommt dem Greise zuletzt noch vor, wie wenn man im Finstern Feuer schlägt, oder wie wenn es in der Nacht blitzt.

O Mensch! Du kannst die Uhr stillstehen machen, aber nicht die Zeit; nicht dein „Heute". Die Gelehrten sagen: die Erde mit allem, was darauf ist, jage schneller im Weltraum fort als eine losgelassene Kanonenkugel, ohne daß wir es sehen. Das ist das stille Jagen, der stille Sturm der Zeit. Laß dein Leben nicht darin zerbröckeln und zerstäuben in verdorbene, nutzlos gelebte Tage. Jeder Tag wird auferstehen von den Toten ins ewige Leben, dir zum Gerichte oder zur schönen Seligkeit. Aber du bist nur Herr und Eigentümer des heutigen Tages; die vergangenen Tage sind unauslöschlich eingeätzt im Buche deines Lebens, und vielleicht kommt bald das letzte Blatt, dein letzter Tag, und der Sarg, in den sie dich legen, ist der Gedankenkrücke zu deinem verflossenen Erdenleben. Dann nagelt der Schreiner den eisernen Schlußpunkt hinein, der Totengräber aber wirft den Streusand über dich hin mit seiner Schaufel. — Gott behüte dich!

Grippe und Husten. „Das Frühjahr ist hier noch; und kalt gewesen," schreibt Herr Gust. Achtruth von Thrall, Tex. „Infolgedessen war in fast jedem Hause Grippe und Husten. In diesem Notstande erwies sich Fortis Alpenkräuter von großem Werte; in jedem Falle, wo es gebraucht wurde, brachte es gute und schnelle Resultate, so daß die Leute hier es jetzt als die beste Familienmedizin betrachten." Tausende von Personen haben die heilkräftige Wirkung dieser alten Kräutermedizin bei allen Formen von Husten und Erkältungen bezeugt. Apotheker können sie nicht verkaufen; sie wird direkt von Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 2501 Washington Blvd., Chicago, Ill., geliefert.

Zollfrei geliefert in Canada.